

Christliche Australneger retten deutsche Flieger

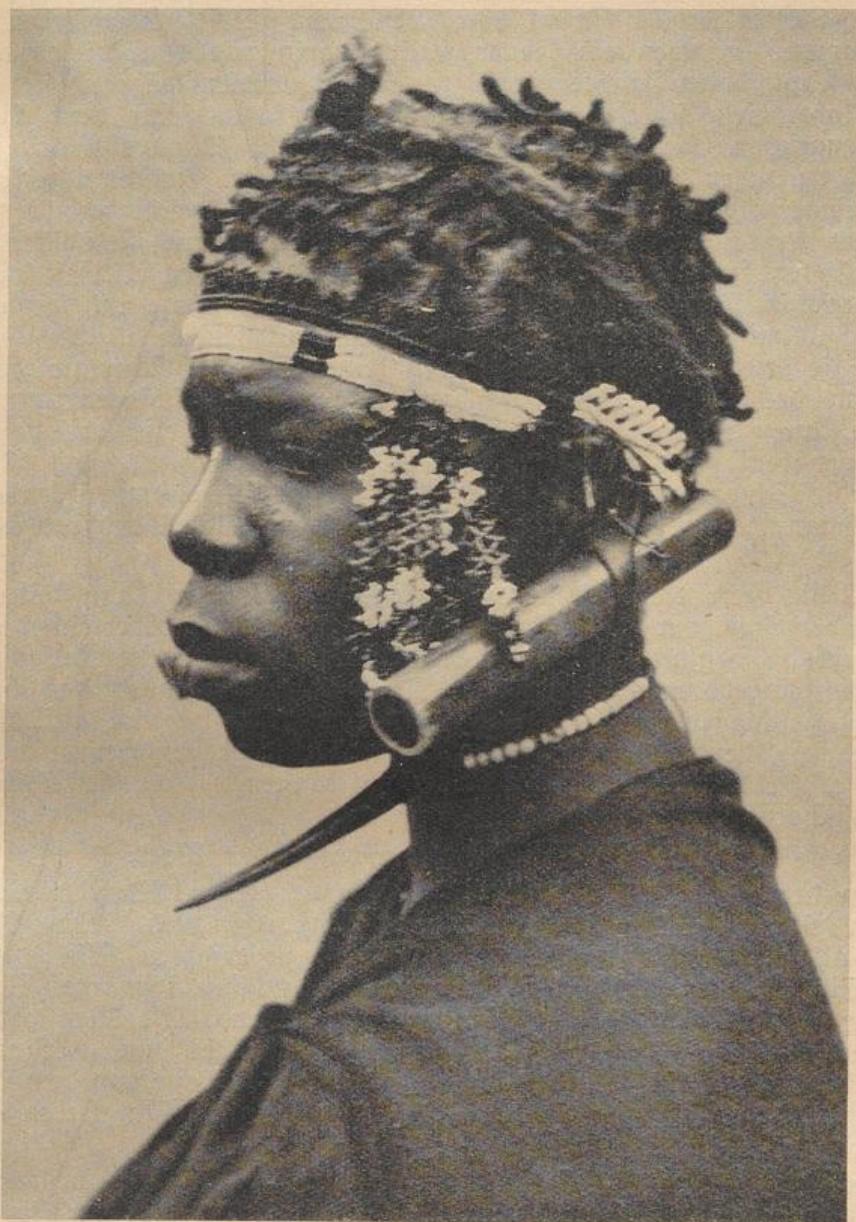
Christliche Australneger retten deutsche Flieger

Der deutsche Flieger Hans Bertram hat jüngst eine spannende Schilderung seines unglücklichen Australienfluges erscheinen lassen. Einzelheiten dieses Dramas an der Nordwestküste Australiens, bei dem zwei Menschen (Bertram und sein Begleiter Klausmann) 53 Tage um ihr Leben rangen, sind schon in der Tagespresse veröffentlicht worden. Nun liegt die Gesamtdarstellung vor. Sie ist in ihren Höhenpunkten ein einzig dastehendes Loblied auf die Kulturarbeit katholischer Missionare, denen Bertram letzten Endes seine Rettung verdankt. Umso dankbarer begrüßen wir diese Anerkennung katholischer Missionsarbeit, als sie aus dem Munde eines Protestanten kommt und in einer Zeit, die dem Missionsgedanken nicht immer günstig ist.

Als die letzten Benzintropfen verbraucht waren, mußte die „Atlantis“, das Flugzeug Bertrams, an unbewohntem Gestade landen. Es begann eine Zeit unglaublicher Leiden, über die Bertram schon im Rundfunk und in der Presse berichtete. Es fehlte an allem, an Wasser, an Nahrung, an Obdach. Glühende Sonne und Moskitoschwärme machten das Leben der Flieger zur Hölle. Langsam siechten sie dahin, nachdem mit letzter Kraft unternommene Märsche und eine fünftägige Kreuzfahrt mit einem bootartig ausgebauten Schwimmer des Flugzeuges keine Erlösung gebracht hatten. Ein Schiff fuhr vorbei und sah die Verunglückten nicht; ein Flieger kreuzte über der Unglücksstätte und nahm keine Notiz von ihnen. Da erschien in letzter Not die Silhouette eines Eingeborenen zwischen den Felsen. Klausmann stößt einen markierschütternden Schrei aus. Die Silhouette erstarrt, wendet sich, sieht die Verschollenen, winkt und springt mit großen Sägen von Fels zu Fels bis zu der Höhle, wo die beiden Flieger schon ihren Tod erwarteten. Wer ist dieser Retter? Ein von der katholischen Mission zivilisierter Eingeborener. 200 Australneger wohnen hier in einem Wüstengebiet von der Größe Deutschlands. Die Hälfte davon sind Menschenfresser, die andere Hälfte betrachtet zwei katholische Missionsstationen (Drysdale- und Forest-River) als ihre Heimat. Die Menschenfresser haben an der ersten Landungsstätte das Flugzeug Bertrams umschlichen. Nur der schnelle Wiederaufstieg hatte die Flieger vor den Kannibalen gerettet. Und nun werden sie an der zweiten Landungsstätte von katholischen Eingeborenen entdeckt. Einer von ihnen hatte die Zigarettendose des Bertram gefunden und das rätselhafte Metallding einem italienischen Benediktiner gebracht, der hier unter den härtesten Entbehrungen mit ein paar Gefährten um die Seelen von ein paar hundert Eingeborenen ringt.

Und der Pater macht alle Schwarzen der Station, soweit sie erreichbar waren, mobil, gab jeder Gruppe (drei bis fünf Mann) einen Brief „an die verschollenen Ozeanflieger“ mit und rüstet die Suchtrupps mit Büchsenfleisch und Mehl für sie aus. Durch Zufall stößt einer dieser Trupps auf die Flieger. Man sollte meinen, diese „Wilden“ hätten bei der tagelangen vergeblichen Suche Hunger bekommen und den Proviant selbst verzehrt. Freilich, Hunger hatten sie bekommen, aber ihn durchgelitten, um die Europäer eventuell retten zu können. Tiefbewegt

schreibt Bertram in seinen Erinnerungen an den Anfang der Rettungsgeschichte: „Wir wurden von Eingeborenen Australiens gefunden, von nackten, schwarzen Naturmenschen. Wenn ich Ihnen im folgenden davon erzähle, wie uns diese Menschen gehetzt und gepflegt haben, diese



Heidnisches Mädchen

Samariter der Wildnis, dann werden Sie verstehen, daß ich in der Welt ein Zeugnis geben möchte von dem Edelsten und Größten, das in der Seele des Menschen Platz haben kann, — der Nächstenliebe!“

Der Retter überreicht Bertram einen Fisch, den er gerade gefangen. Gierig ist er und sein Kamerad das rohe Fleisch. Da wird er ohnmächtig.

tig. Der Neger kniet neben ihn, reicht ihm Wasser. Der nackte Mann beginnt zu beten, weint und lacht abwechselnd vor Freude über das gelungene Werk der Nächstenliebe. Man würde das alles nicht glauben, wenn Bertram es nicht mit dem furchtbaren Ernstes eines Mannes erzählte, der wochenlang dem Tod in der Wüste ausgesetzt war.

Der Retter erhält Zuzug von Gefährten. Mütterlich sorgen die Schwarzen, entfachen ein Feuer, backen darin mit dem mitgebrachten Mehl Brot, holen frisches Gras zum Nachtquartier, während sie selbst auf bloßer Erde schlafen. Am anderen Tage kommt eine neue Eingeborenengruppe. Sie hat eine Fleischkeule bei sich, Känguruhfleisch. Vergeblich versuchen die geschwächten Flieger das zähe Fleisch zu zerkaufen. Die Neger klopfen das Fleisch mit einem Stein weich, zerhacken es. Wieder versuchen die Flieger zu essen. Aber das Fleisch ist immer noch zäh. Da setzt sich der schwarze Retter zwischen die beiden Weißen, nimmt das zerhackte Fleisch in den Mund und kaut, kaut lange und sorgfältig. Dann nimmt er die verbissene Fleischmasse aus seinem Mund — und reicht sie den Europäern. Sie zögern keine Sekunde. Aber sie weinen Tränen des Dankes. Fünf schwarze Menschen zerschlagen nun die Keule, kauen alle mit — für die beiden Weißen; diese essen, bis von der Känguruhkeule nur noch der blanke Knochen übrig ist. Am Abend sitzen die Schwarzen ohne Abendbrot am Feuer. Die Känguruhkeule, die Klausmann und Bertram verschlungen, war wohl als Abendbrot gedacht gewesen.

Als die Geretteten mit den Eingeborenen ein paar Tage später die Höhle verlassen, um zur Küste zu marschieren, gehen sie über einen Weg, der beinahe so glatt ist wie ein Parkettboden! „Die nackte Tatsache ist, daß die Eingeborenen während der Nacht einen Pfad durch das Buschdickicht geschlagen haben! — Bei jedem Schritt, den ich auf diesem Wege gehe, denke ich mit einem dankbaren und großen Herzen an das Edelste, was wir Menschenfinder besitzen können, — an die Nächstenliebe.“ So Bertram.

Und an einer anderen Stelle spricht er das schöne Wort:

„In der Nacht, als ich zu Wyndham zum ersten Male wieder in einem Bette lag, kam ich zu dem Entschluß: Es wird meine Pflicht sein, allen Menschen von unserem Erleben zu erzählen. Wir wurden von Eingeborenen Australiens gefunden, von nackten, schwarzen Naturmenschen. Wenn ich Ihnen davon erzähle, wie uns diese Menschen gehext und gepflegt haben, diese Samariter der Wildnis, dann werden Sie verstehen, daß ich in der Welt ein Zeugnis geben möchte von dem Edelstesten und Größten, das in der Seele des Menschen Platz haben kann, — von der Nächstenliebe.“

Bertram besuchte später selbst die katholische Mission. Er war gespakt von der Selbstlosigkeit dieser einsamen Männer, die, von der Welt abgeschnitten, nur zweimal im Jahre Post erhalten. Mit tiefer Dankbarkeit drückte er dem Benediktinerpater Cubero die Hand, der die ganze Rettungsaktion in die Wege geleitet hatte, nachdem der deutsche Generalkonsul in Sidney schon sieben Tage vorher die offizielle Suche nach den Fliegern wegen Aussichtslosigkeit abgestoppt und entsprechend nach Berlin telegraphiert hatte. Stunde um Stunde saß Bertram mit den Missionaren am rohgezimmerten Tische der Missionsstation. „Ich bin glücklich darüber“, so schreibt Bertram, „in meinem Buche ein Loblied

singen zu können auf die aufopfernde Tätigkeit dieser Menschen, die ihr Leben der Wohltätigkeit und der Nächstenliebe gewidmet haben! . . . Zehn Jahre oder noch länger bleiben die Patres auf der Station, abgeschnitten von der Welt, nur im Verkehr mit den Eingeborenen. Zweimal im Jahre sehen sie für Stunden ein Lebenszeichen der Außenwelt, wenn das Postschiff in der Bucht ankert. Sobald die Rauchfahne des Schiffes am Horizont verschwindet, gibt es nur noch Busch, Eingeborene, Einsamkeit, Fliegen und Arbeit . . . Dann nehme ich Abschied, verlasse die einsame Station, verlasse die weißen und schwarzen Menschen, denen ich mein Leben verdanke. Ich habe mir für die Zukunft die Aufgabe gestellt, immer wieder und bei jeder Gelegenheit von der selbstlosen, aufopferungsfreudigen Arbeit der Missionare zu erzählen. — Und das, was ihre schwarzen Söhne für Klausmann und mich getan haben, ist der beste Beweis für den Erfolg ihrer segensreichen Tätigkeit!"

Dieses für die Mission unter „Primitiven“ so ehrenvolle Zeugnis Bertrams verdient festgehalten und jenen vorgehalten zu werden, die der Mission unter „minderwertigen Rassen“ jeden sittlichen Wert absprechen.

Wie man heutzutage eine neue Station eröffnet

Von P. Josef Kammerlechner, RMM.

Habe da letzthin von einem alten Missionsbruder gelesen, der die Eröffnung einer Station in den Anfangstagen der Mariannhiller Missions-tätigkeit schildert und der dann meint, so etwas gibt es ja heutzutage nicht mehr. Er mag recht haben, wenn man an Natal denkt, aber bei uns in Rhodesia gibt es doch noch ganz Ähnliches, wenn auch nicht genau so.

In der Präfektur Bulawayo soll eine neue Missionsstation aufgemacht werden, St. Agid. Diese neue Station liegt in der Wankie-Reserve. Bis-her wurde das Kohlenbergwerk von Bulawayo aus pastoriert. Doch man hatte dort eine Schule für die vielen Eingeborenen-Bergknappen. Da aber Wankie, die größte Kohlenmiene Rhodesias von Bulawayo mit der Bahn 21 englische Meilen (3 Meilen = 5 Kilometer) weg ist, so konnte der Pater nur einige Male den weißen wie schwarzen Katholiken dort Gelegenheit zur hl. Messe und den hl. Sakramenten geben. Er war dann Guest der Kohlenbergwerksverwaltung. Da entschloß man sich 1932 einmal einen Vorstoß in das den Eingeborenen reservierte Gebiet zu machen und dort einige Schulen aufzumachen. Da aber auf dem Kohlengebiet niemand wohnen darf, so sind die Eingeborenen an den Sambesifluß zurückgedrängt und man muß ungefähr 18 Meilen zurücklegen, bis man an die Eingeborenen herankommt. Diese wohnen nun hauptsächlich an den beiden Flußufern des Deka und Sambesi entlang. Zum Sambesi sind es von Wankie ungefähr 28 Meilen. Durch verschiedene Umstände nun entschloß sich der Apostolische Präfekt Msgr. Arnoz nicht nur mit Schulen anzufangen, sondern gleich zu versuchen, eine eigentliche Missionsstation dort aufzumachen. Unglücklicherweise mußte Hochw. P. A. Hohe, der die dortige Mission übernahm, einer Operation unterzogen werden und da die Sache drängte, weil die